

(Nachdruck verboten.)

22]

## Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Seit vierzehn Tagen befand Grabaus sich wieder in Jena. Außerlich war alles wieder im alten Gleis, innerlich aber — das Feuer, das sich damals in seiner Brust entzündet hatte, brannte weiter, strahlte heller und heller und erleuchtete den ganzen Umkreis seines Lebens. Wenn ehemals trübe und helle Stunden abgewechselt hatten, je nachdem ihm die äußeren Umstände günstig oder widrig waren, so wandelte er jetzt wie in einem ewigen Licht.

Alles glückte ihm über die Maßen. Er hatte sich vor dem Wiedersehen mit seiner Frau gefürchtet. Aber Frau Konstanze war nach seiner Rückkehr wie ausgewechselt. Der Umstand, daß der allmächtige Geheimrat sich für ihren Mann verwenden wollte, ließ ihr dessen Karriere als gesichert erscheinen, und als nach einigen Tagen gar ein Brief von Grabaus' Vater eintraf, worin dieser schrieb, Wohlbold hätte sich sehr freundlich über Heinrich ausgesprochen und etwas von einer bevorstehenden Ueberraschung verlauten lassen, da hielt Frau Konstanze die Vererbung ihres Mannes als ordentlicher Professor nach Preußen für ausgemachte Sache. Und während sie, die Beine weit gespreizt, auf ihrem umfangreichen Schoß die beiden Kinder schaukelte und bald das eine, bald das andere herzte, rechnete sie ihm vor, wieviel Gehalt er dann bekommen würde, wieviel Umzugsvergütung, wieviel Wohnungszuschuß und, später einmal, wieviel — Pension! Ein Mann mit Pensionsberechtigung war in ihren Augen das Muster der Vollkommenheit. Pappi war jetzt der große Mann in der Familie, selbst Mammikind merkte mit seinem Instinkt, daß eine gewaltige Veränderung eingetreten sei, und behandelte die Manuskripte ihres Vaters, die sie früher schonungslos beklert hatte, mit achtungsvoller Scheu.

Grabaus aber, in dem Gefühl, daß jetzt, wo er sich innerlich von seiner Frau losgesagt hatte, er desto mehr für ihr äußeres Wohlergehen sorgen müsse, stürzte sich auf die Arbeit mit so freudiger, kampfbereiter Hast, wie ein Landmann, der in der Ferne ein Gewitter drohen sieht und den Rest der schönen Ernte noch vorher in die Scheuern bringen will. Auch in ihm schien ganz unmerklich in der Stille der verfloßenen Jahre eine reiche Ernte herangewachsen zu sein, er fühlte es drängen und regen in seiner von der Fülle wie auseinander gepreßten Brust, und die Gedanken lösten sich ab mit solcher Leichtigkeit, wohlgestaltet in prangender Schwere wie der reife Ueberfluß von den Fruchtbäumen der Gärten. Außer zahlreichen kleineren Arbeiten, die ihm vor allem schnellen Verdienst sichern sollten, begann er ein größeres Werk, an das er sich lange nicht herangetraut hatte. Jetzt aber, wo er es mutig unternahm, schien es längst auf ihn gewartet zu haben, und er schrieb daran, nicht wie einer, der dem fernen Ziel zustrebend, zugleich ängstlich bedacht ist, daß er sich nicht verirrt, sondern als wenn er von einer unsichtbaren Hand geführt, geradenwegs diesem Ziel entgegenliefe.

Auch in seinem Kolleg erlebte er eine freudige Ueberraschung. Denn trotzdem der Gegenstand, den er behandelte, dem allgemeinen Interesse fernlag, hatten sich weit mehr Studenten eingefunden als in den vergangenen Jahren. Und Grabaus sprach gleich in den ersten Vorlesungen mit solchem Feuer, wußte das enghesgrenzte Gebiet so mit dem großen Ganzen menschlichen Wissens zu verweben, daß seine Zuhörer ihm nicht nur jedesmal Beifall spendeten, sondern daß sich in den nächsten Stunden auch noch immer mehr Hörer einfanden, statt daß, wie es sonst üblich, die Bänke allmählich leerer wurden. So flogen die Tage dahin, Werkstage, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht mit Arbeit angefüllt, und doch eine festliche Zeit, eine Zeit höchster Spannung, glücklichsten Gelingens. Ergriffen war er ganz und gar vor jenem Feuer, das jedes Teilchen seines Wesens zur höchsten Kraft entflammte und bis in die letzten Tiefen alles Dunkle, Trübe und Zweifelhafte verzehrte.

8.

Am Buß- und Betttag machte Grabaus mit Wolf den ersten Besuch in Weimar. Seine Frau war durch eine Erkältung

behindert, und er hatte sie nicht gedrängt mitzukommen. Sie fanden den Major als Patienten auf dem Sofa liegen. Schias, sein altes Leiden, das ihn schon mehrere Winter schwer geplagt hatte und seinerzeit auch der Grund seines Abschiedes gewesen war, hatte ihn wieder ergriffen. Außer dem Major und seiner Frau war auch dessen Bruder, ein Arzt, anwesend, der mit im Hause lebte.

Doktor Platen oder Onkel Rudolf, wie er von den Familienmitgliedern genannt wurde, hatte außer gewissen gemeinschaftlichen Familienzügen, die man erst nach längerer Kenntnis der Brüder entdeckte, gar keine Ähnlichkeit mit dem Major. Die aufgeworfenen Lippen über dem struppigen, grau melierten Bart gaben seinem Gesicht einen brummen Ausdruck. Tiefe Quersalten durchschnitten die mächtige Stirn, deren Wandung aus einer noch härteren und festeren Knochenmasse zu bestehen schien als bei anderen Menschen. Er war kleiner als sein Bruder, von gedrungenere Gestalt und gebeugter Haltung. Im Gehen oder Stehen pflegte er meist die Hände auf den Rücken zu legen und auf seine Stiefelspitzen zu schauen. Blühte er aber jemanden an, so geschah es mit solcher eindringlichen Kraft, daß dem Betroffenen vor diesem stummen Beobachter wohl unheimlich werden konnte.

Als die Besucher ins Zimmer traten, erhob dieser Mann sich aus einem Lehnstuhl in der finstersten Ecke des Zimmers, ergriff beim Vorstellen mit seiner ungefügen Rechten eines jeden Hand und quetschte ihm die Finger zusammen, daß sie krachten. Dann setzte er sich wieder stumm in den Lehnstuhl. In der ganzen Zeit vor und während des Essens sprach er kaum dreimal, und das war mehr ein Gebrumme als zusammenhängende Worte. Aber immer wieder in kürzeren oder längeren Zwischenräumen spürte Grabaus die durchdringende Last seiner Blicke, und so besangen machte dieser schweigsame Beobachter ihn, daß darüber das Glück, die geliebte Frau wieder zu sehen, ihm gar nicht rein zum Bewußtsein kommen wollte. Vergeblich mühte er sich ab, fröhlich zu sein. Immerfort mußte er denken: was für ein unheimlicher Mensch! Was will er nur? Was geht in ihm vor? Wie kam Marie Luise es nur in seiner Gesellschaft anhalten?

Nach dem Essen machte man einen Spaziergang. Rauhreif bedeckte Baum und Busch, und der weite Rasen breitete sich wie eine silbergraue Decke von zartestem Südenplüsch. Nach einigen vergeblichen Versuchen war es Grabaus gelungen, mit Marie Luise hinter den anderen zurückzubleiben. Da sagte er, als wenn diese Bemerkung ihm schon lange auf der Zunge gebrannt hätte:

„Was für ein eigentümlicher Mensch, Ihr Herr Schwager!“

„Man muß Geduld mit ihm haben,“ erwiderte Marie Luise mit einem Lächeln. „Er ist kein Mensch, der auf den ersten Eindruck wirkt. Aber je näher man ihn kennen lernt, desto lieber gewinnt man ihn.“

„Das mag wohl sein. Einstweilen aber muß ich offen sagen, werde ich aus ihm nicht klug. So etwas von Schweigsamkeit!“

„Er ist von Natur verschlossen, und dann hat er auch viel Schweres durchgemacht. Vor einigen Jahren sind ihm beide Kinder an Diphtherie gestorben. Seitdem hat er seinen Beruf aufgegeben und will überhaupt von der ganzen Medizin nichts mehr wissen.“

„Also ist er Witwer!“ sagte Grabaus erstaunt. „Und ich hielt ihn für den richtigen eingefleischten Junggesellen.“

„Er lebt von seiner Frau geschieden. Auch das hat wohl dazu beigetragen, ihn niederzudrücken. — Sehen Sie, er ist ein Mensch für die Stunden der Not. Dann lernt man seine treue Seele schätzen. In anderen Stunden freilich —“

Sie brach ab, doch als wenn es ihr unmöglich wäre, von diesem Menschen, der sie offenbar seit langem viel beschäftigt hatte, loszukommen, fuhr sie nach wenigen Schritten fort:

„Ich glaube, daß Menschen, die selbst nicht glücklich sind, auch andere nicht glücklich machen können. Sein Hauptunglück aber besteht darin, daß bei ihm der Verstand die Quellen seines Gemütes verstopft hat. Verstehen Sie, was ich meine?“

„Ich glaube.“

„Ich meine, der Verstand hat immer einen etwas bösen Blick. Wenn man mit dem Verstand allein das Leben be-

trachtet, was sieht man? Berechnung, Niedrigkeit, Elend, den Tod als schließliches Ende. Das Auge des Gemütes muß dies Bild forrigitieren. Wir Frauen sind den Männern gewiß geistig unterlegen. Aber das eine haben wir voraus. Wir sehen mehr mit der Seele. Weniger scharf, aber vielleicht im ganzen desto richtiger. Glauben Sie nicht?"

"Sehen wir denn je etwas allein durch den Verstand? Das Gemüt ist doch immer dabei beteiligt. Die Begriffe des Verstandes sind farblos, Farbe und Ton, ob hell oder dunkel, gibt den Bildern immer erst das Gemüt."

"Auch das ist wieder wahr," entgegnete Marie Luise. "Nun schließlich, was hat es für einen Zweck, Ihnen meinen Schwager lang und breit zu schildern! Am besten machen Sie sich selbst ein Bild von ihm. Und freuen würde es mich, wenn Sie sich vielleicht im Laufe der Zeit mit ihm anfreunden könnten. Das wäre gut für ihn, denn er ist viel zu einsam und auch —"

"Gut für Sie," fragte Grabaus.

"Offen gestanden ja. Auch gut für meinen Mann und mich. Denn — Sie werden es vielleicht nicht glauben — er hat auf uns beide einen ganz außerordentlichen Einfluß ausgeübt. So still, so zurückhaltend, so wortfarg er ist, allein durch seine Gegenwart wirkt er, wie soll ich sagen? — gewissermaßen wie ein großes Fragezeichen. Man kommt vergnügt nach Hause, man hat was Schönes gesehen, eine Freude gehabt, eine Hoffnung erfüllt einen, man ist vielleicht ein bißchen übermütig und dann — allein sein unbewegliches Gesicht, sein mißtrauischer Blick macht, daß die Hoffnung einem plötzlich zweifelhaft erscheint, die Freude weniger schön. Sehen Sie, auf uns beide hat er geradezu niederdrückend gewirkt. Lange Zeit haben wir es uns verschwiegen, dann gestanden wir es uns gleichzeitig. Und das war vor allem der Grund, warum wir mal einige Zeit verweist sind."

"Aber wird er jetzt nicht wieder dieselbe Wirkung ausüben?"

"D," sagte Marie Luise, "jetzt, wo ich seinen Einfluß kenne, weiß ich auch ein Mittel dagegen. Ich lache ihn einfach aus."

Denselben Abend noch hatte Grabaus Gelegenheit, Doktor Platen näher kennen zu lernen, indem er in einen Disput mit ihm geriet. Als sie nach Hause gekommen waren, hatte Grabaus seine Freude über die schöne Wohnungeinrichtung geäußert. Besonders der Empirejalon Marie Luisens gefiel ihm gut, und als er hörte, daß die meisten Möbel alte Erbtüde aus ihrer Großeltern Zeit, andere aber von ihr selbst auf Auktionen zusammengekauft seien, steigerte sich seine Bewunderung noch. In der Freude seines Herzens spendete er das Los etwas wahllos und reichlich, denn alles, was nur irgendwie mit dieser angebeteten Frau zusammenhing bekam in seinen Augen höheren Wert. So fand er auch eine Miniature, auf die sein Blick fiel reizend. Sie hing in einer etwas versteckten Ecke und war aus einiger Entfernung gesehen von guter Wirkung, aus der Nähe freilich und bei hellerem Tageslicht mußte ein geübtes Auge sofort erkennen, daß die Emailmalerei nur ziemlich ungefacht war. Onkel Rudolf mochte sich über diesen unangebrachten Enthusiasmus ärgern. Als man nun gleich darauf ins Zimmer des Majors ging, und Marie Luise mit Hilfe eines langen Wachsstockes die Kerzen in dem bronzenen Kronleuchter ansiedete, äußerte Grabaus wieder seine Freude.

"Ist das hübsch, gnädige Frau, daß Sie nicht Gas brennen. Dies — bald hätte ich gesagt — dies natürliche Licht ist doch tausendmal schöner."

Darauf brummte Doktor Platen, der wieder krummbüchlig und mit hochgezogenen Knien in seinem Lehnstuhl saß, ziemlich unwirksam:

"Das ist doch ganz Wurscht, was für Licht man brennt."

Grabaus aber, lebhaft angeregt und gegen Doktor Platen überhaupt kriegerisch gestimmt, schoß förmlich auf ihn los.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Pariser Zeitungsmache.

II.

Zu den Einnahmen der Pariser Zeitungen aus dem Straßenverkauf der Nummern und zu den, wie gesagt, sehr geringfügigen Abonnementgeldern treten die Erträgnisse des Annoncentheils und der sogenannten "publicité occulte", das ist der verschämten Reklame. Das reelle Annoncengeschäft ist für die Pariser Blätter offenbar sehr schwierig; die Fabrikanten und Händler, die

ihre Waren anpreisen wollen, haben die Qual der gar zu großen Auswahl: um ihr Geld nicht nutzlos zu verschleudern, müssen sie eine sorgsame Prüfung der Leserschaft der verschiedenen Zeitungen und ihrer Kaufkraft ihren Inseratenaufträgen vorausgehen lassen. Da sich ein Leserkreis aber erst im Verlaufe einer längeren Zeit gewissermaßen konsolidiert, so kann man annehmen, daß ein Pariser Blatt in den ersten Jahren seines Bestehens überhaupt auf keine nennenswerten Inseratenaufträge rechnen darf. Ist es einmal nachweislich in den Kreisen des zahlungsfähigen Publikums gut eingeführt und weit verbreitet, dann kann es allerdings erhebliche Gewinne erzielen. Bei einzelnen Pariser Journalen beziffert sie sich auf täglich 5000 Franc und noch mehr. Dem "Figaro" bringen z. B. seine kleinen Anzeigen, die Stellengesuche, Wohnungsanzeigen, Geheimmittel-Annoncen, Ankündigungen von Messen und dergleichen zumweil sehr eindeutigen "Gewerbetreibenden" jährlich ungezählte Tausende ein. Aus dem Nummernverkauf könnte er sicherlich nicht den für deutsche Zeitungverhältnisse geradezu fabelhaft erscheinenden Luxus seines Redaktionspalastes in der Drouotstraße bestreiten — es fragt sich sogar, ob dazu die oben geschilderten Einkünfte aus dem Annoncentheile ausreichen, oder ob er noch auf andere Arten der Geldgewinnung angewiesen ist.

Wie in allen bürgerlichen Zeitungen, so ist auch in den Pariser die Unabhängigkeit des redaktionellen Teiles immer durch die Rücksichten auf die Annoncentheile gefährdet. Von einem besonders krassen Fall der Inseratenallmacht erzählt Herr Mille folgendes: Vor ungefähr zwanzig Jahren veröffentlichte eine Pariser Zeitung einen Roman von Sar Péladan, in dem die großen Kaufhäuser scharf mitgenommen wurden; sungs stellten sie den Direktoren die Wahl, entweder die Publikation des Romans sofort zu unterbrechen oder auf ihre Annoncen für die Zukunft zu verzichten. Der Roman wurde mitten im laufenden Kapitel abgebrochen; ob sein Ende je das Licht der Tage erblickt hat, meldet der Chronist nicht.

Der Pariser sieht im allgemeinen auf dem Standpunkte, daß alle Zeitungen käuflich und gekauft sind. Höchst interessant ist nun zu sehen, was Herr Mille, der als Mann vom Bau die Dinge sehr genau kennt, dagegen zu sagen weiß. Hier seine eigenen Worte: "Es ist eine falsche Auffassung des Publikums, daß alle Zeitungen gekauft seien. Mindestens muß es sich doch lohnen, sie zu kaufen..."

Was die verschämte Reklame anlangt, so sind darunter nicht jene Notizen zu verstehen, die zwar im redaktionellen Teile veröffentlicht werden, aber der ganzen Art ihrer Fassung nach sich als Annoncen darstellen. Hier wird der Ausnahmepreis von 25 Franc für die Zeile lediglich für die Ankündigung an einem besonders beachteten Platz des Blattes bezahlt. Auch die Einnahmen aus dem Handelsanteil rechnet Herr Mille nicht zur verschämten Reklame. "Wenn man Bilanzen veröffentlicht oder eine Emission anzeigt", so sagt er vielmehr, "dann hat man einen legitimen Anspruch darauf, daß die Interessenten eine der Länge der Notiz und der Bedeutung des Geschäftes entsprechende Summe auf den Tisch der Zeitung legen." Man glaubt einem der bekannten Dresdener Handelsredakteure zu vernehmen, wenn man diese Worte liest! Anerkennungswert ist daran höchstens die Ungenauigkeit, mit der sie ausgesprochen werden; aber sie ist nicht auf einen besonders großen moralischen Mut des Herrn Mille zurückzuführen, sondern auf die Tatsache, daß sich dieser Zustand der Dinge in der Pariser bürgerlichen Presse beim schlechtesten Willen nicht verheimlichen läßt. — Was nun eigentlich die verschämte Reklame ist, sagt Herr Mille nicht. Geschäftsgeheimnis! Es ist übrigens auch ohnehin bekannt. Schauspielerei und Advokaten, Händler und Agenten, Bankiers und Restaurateure, Aerzte und Apotheker, Abgeordnete und Senatoren, kurzum Angehörige jedes Standes und Gewerbes opfern in Paris der feilen Presse ihren Stohus, und durch mehr oder weniger geschickt gemachte und plazierte Notizen ihren Ruhm ins Volk tragen zu lassen. Die verschiedenen Blätter haben geradezu ihre Spezialitäten: eine Hochzeit in dem vornehmen Viertel von St. Germain würde des rechten Glanzes entbehren, wenn nicht die Namen der hervorragendsten Gäste im "Figaro" oder im "Gaulois" veröffentlicht würden, und die 1000 Frank-Kolotte würde ihr Geschäft verderben, die nicht im "Gil Blas" bekannt gäbe, daß sie ihren Sommer in Trouville oder Aix-les-Bains zu verbringen gedenke.

Kein Massenregiment ohne Korruption. Geheimfonds und Spitzelgelder sind notwendige Requisitionen der "gottgewollten Ordnung". In der französischen Republik stehen der Regierung sogar größere Geheimfonds zur Verfügung, als in manchen monarchischen Staaten; wenigstens sind im Staatsbudget größere Beträge dafür ausgeworfen worden. Vermutlich deshalb, weil die Republik weniger Orden und gar keine Adelspatente zu vergeben hat und daher mehr mit Barzahlung arbeiten muß. Herr Mille bestreitet aber, daß aus den Geheimfonds in einem nennenswerten Betrage Zuschüsse an die Pariser Blätter fließen. Es gäbe zwar, so sagt er, einige Zeitungen, die monatlich bestimmte Subventionen beziehen, aber das seien in der Regel nur solche Journale, die niemand liest: die Geheimfonds würden höchstens in Hundertfranknoten verschleudert und zwar für frühere untergeordnete Dienstleistungen. Uebrigens seien die journalistischen Stipendiaten der Ministerien allgemein bekannt. In den Wahlzeiten würden vorzugsweise die Provinzialzeitungen, und zwar die oppositionellen, mit Parteigeldern gespickt.

Aber neben den Bestechungsgeldern der Regierung gibt es noch privat Subventionen. Da steht's besser: "Als der Kampf um die

Schuld in Frankreich begann, hatten gewisse Industrielle ein mehr oder minder lebhaftes Interesse an der Umgestaltung der Zolltarife. Da könnte es wohl sein, daß sie einige Organe für das interessierte haben, was sie selbst interessierte. Unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen in der zivilisierten Welt ist es fast unmöglich, daß in einem solchen Falle eine Zeitung denen, die zu ihr kommen, nicht sagen sollte: „Ihr verdient Geld, wenn wir für Euch kämpfen — gebt uns einen Teil davon!“ So Herr Wille. Er hängt dann diesem offenen Eingeständnis der gesellschaftlichen Notwendigkeit schamloser Korruption ein Freigeblätt vor, indem er meint, eine Redaktion dürfe natürlich nicht gegen ihre Ueberzeugung schreiben; ein berühmter Zeitungsjäger habe einmal gesagt: „Man darf sich immer nur für das bezahlen lassen, was man auch ohne Bezahlung geschrieben haben würde!“ Warum aber darf man's nicht anders machen? Herr Wille weiß auch dafür einen durchschlagenden Grund anzuführen: „Eine Zeitung, die diese Vorsicht nicht wahren läßt, ruiniert sich todsicher!“ —

Ich glaube fast, wenn uns ein Eingeweihter aus der deutschen bürgerlichen Presse einmal die Mache enthüllen wollte, so würde er ungefähr gerade so schreiben müssen, wie Herr Wille aus Paris. —

## Kleines feuilleton.

em. Diskretion. Aus dem schiefergrauen Himmel kommen seit dem frühen Morgen, der unmerklich in den von Dunstfäuleiern fast verhäulften Tag übergeht, mit großer Gleichförmigkeit dünne Regenschirme, die allmählich durch Schirm und Hut bringen. Menschen sammeln sich an den Haltestellen der elektrischen Bahnen und warten geduldig, bis ihre Linie kommt. Meist ist sie natürlich überfüllt, so daß selbst der mildeidigste Schaffner keinen Passagier mehr unterbringen kann. Eine in Schwarz gekleidete Dame, Hager, mit magerem Gesicht und Mäusaugen, hat bereits dreimal „ihre“ Bahn an sich vorbeifahren sehen müssen, ehe es ihr gelingt, endlich von einem blonden pambadigen Schaffner auf dem Hinterterron, wo sich bereits sieben Passagiere befinden, gezogen zu werden, was sie ihm mit einem Geisler vergütet: sie darf nach zwei Stationen sogar im Wagen Platz nehmen, Leute steigen aus, und sie schießt auf einen Wink des Schaffners wie aus einer Kanone gejagt durch die beiden dichten Reihen auf ein bescheidenes Plätzchen zu. Kaum hat sie sich einigermahen eingerichtet, das Kleid zurecht gezogen, einen wehmutsvollen Blick auf ihre todbedekten Schuhe geworfen, den Hut in die gebührende Richtung gebracht, als sie durch eine lachte Verührung am Arm sofort wieder aus dem Gleichgewicht gebracht wird. Sie schreut auf, so gleich aber ersehnt auf ihrem Gesicht die lebhafteste Freude, und mit stillschweigender Händedruck begrüßt sie die neben ihr sitzende Dame, die körperlich den größten Gegensatz zu ihr bildet, denn sie ist so üppig in Gesicht, Armen und Brust, daß man sie unbedingt fest nennen muß. Selbst die Lider hängen schwer und viel über den blaßblauen Augen, und unter den Augen haben sich kleine dicke Wülste gebildet, so daß die starke Dame nur wie durch einen Spalt noch sehen kann.

„Nein, meine Liebe“, beginnt die Hagerer hochbeglückt, die Freude spricht ihr förmlich aus den Augen, „daß ich Sie treffen muß, ist ja reizend!“ Und wieder schlingt sich ihre dünne Hand, unter deren weicher Haut man die blauen Adern deutlich sieht, um die feiste ihrer Bekannten. „Ach Gott, wenn Sie wüßten, wie mich's verlangt, Sie mal zu sehen! Wie oft habe ich nicht zu meinem Mann gesagt: „Ich muß nun aber unbedingt zu Frau Wölter gehen. Ob die überhaupt noch lebt?“ Und die Hagerer versucht scherzhaft zu lachen.

Die Fette freut sich ebenfalls, wenn auch nicht so geräuschvoll, und bemerkt halb laut mit ihrer Bassstimme, die aus der tiefsten Tiefe der Brust heraufzudringen scheint: „Auch ich, meine Liebe, dachte oft daran — aber nicht wahr, die Entfernungen in Berlin? Das kann man selbst von seiner besten Freundin nicht verlangen. Sie am Görlitzer Bahnhof und ich in Tempelhof! Das ist zu viel. Und außerdem — was alles dazwischen kommt!“ Die Fette seufft so betnehmlich, daß die Augen der Hagerer ganz irre vor Neugier werden. „Was man alles erlebt — es ist nicht alles Gold was glänzt!“ Durch diese philosophische Bemerkung ist die menschliche Anteilnahme der Hagerer aufs höchste gereizt, und sie scheint im Begriff vor lauter Erregung in die Höhe springen zu wollen.

„Nicht möglich, meine Liebe“, sagt sie, halb betwüßlos vor Neugier, „nicht möglich!“

Die Fette nickt, so daß ihr Doppellinn in vollster Majestät sichtbar wird: „Doch, doch — gerade will ich mal wieder umschauen, was es bei Rodels gibt. Sie kennen sie doch auch?“

Ob die Magerer sie kannte! Natürlich. Frieda Rodel geborene Weismann war ja mit ihrer Tochter Ottilie zusammen eingesehnet worden und zur Kaufstube gegangen, dann hatte sie diese glänzende Partie gemacht und den Raubhahaler Rodel geheiratet, ehe die anderen alle überhaupt verlobt waren. Die Magerer zitterte vor Spannung. Was gab es denn bei Rodels? Gutes sicher nicht, das fühlte sie.

„Wissen Sie“, begann die Fette, zufrieden mit dem Eindruck, den ihre dunklen Andeutungen auf die Freundin gemacht hatten, es kann einem nicht gleichgültig sein, wenn man das sieht. Wenn Frieda auch nur eine entfernte Verwandte ist. Ich habe ihr immer gesagt:

„Frieda, bedenke den Schritt wohl. Nachher ist es nicht mehr zu ändern.“ Na, sie hat sich nicht dran gelehrt, dachte gewiß, ich beneide sie um ihr Glück, und ist mitten in das Unglück reingesprungen. Wirklich, wenn man das so sieht, ist man froh, daß man seine Töchter noch behütet und wohlbehalten zu Haus hat.“

„Nun, was ist denn bei Rodels?“ fragte die Magerer mit merkwürdiger Ungebuld.

Die Fette schüttelte abweisend den Kopf: „Darüber kann man nicht sprechen, meine Liebe. Das ist diskret. Es gibt gewisse Fälle, wo Schweigen geboten ist. Und hier sind's noch Verwandte — wenigstens halbe Verwandte!“

„Glauben Sie, meine Liebe, daß ich nicht schweigen kann?“ fragte die Magerer im Flüsterton. Ich dachte, Sie leimen mich doch dafür. Wir können Sie doch alles sagen, alles; ich bin stumm wie ein Fisch — wie ein Grab.“

Die Fette sieht sie einen Augenblick prüfend und fragend an, dann entschließt sie sich. Was nutzt ihr denn alle Wissenschaft, wenn sie sich nicht mitteilen kann? Und sie muß ihr Herz doch auch mal ausschütten. Aber sie läßt sich noch eine Weile bitten, schüttelt aber immer schwächer den Kopf, bis sie endlich zustimmend nickt: „Aber auf Diskretion, meine Liebe, kein Wort darf über Ihre Zunge kommen!“ Und als die Magerer das energisch versichert, beginnt sie endlich mit einer allgemeinen Betrachtung: „Hochmut kommt vor den Fall. Da sieht man's wieder. In der ersten Zeit hat sie großspurig getan. Nicht hinhören konnte man mehr. Na endlich — kam denn die nackte Wahrheit raus. Sie hatte keinen andern und kam zu mir. Die Tränen haben kein Ende genommen. Aber es ist schließlich auch ein Skandal, wie's dieser Rodel treibt. Gott, an den Männern ist ja überhaupt nicht viel. Man hat sein Kreuz mit ihnen. Das wissen Sie so gut wie ich. Aber alles hat doch seine Grenze! Bei Rodel nicht.“ Sie machte eine Pause, um ihrer Enttäuschung Herr zu werden.

„Ja, ja, die Männer“, stimmte ihr die Hagerer bei, „alle sind sie über einen Kamm geschoren.“

„Etwas Geld hat die Frieda mit bekommen“, fuhr die Fette fort, „nicht viel, ein paar Tausend Taler — nun da gehen sie hin und suchen sich 'ne Einrichtung aus — das Modernste selbstverständlich. Frieda war festig. Wie bei einer Fürstin wird's bei ihr aussehen, dachte sie. Wie's mit der Bezahlung wird, darum kümmert sie sich nicht. Na — Rodel zahlt was an, fünfshundert Mark — das hört sie später — die hat er sich aber auch erst geborgt. Das war Anfang und Ende. Mehr hat der Händler nie zu sehen gekriegt. Denn ist nach drei Monaten, als er keinen Feinmig mehr bekam, die Geduld gerissen und er hat die Möbel wieder genommen. Da saß denn Frieda nun in den leeren Stuben. Sie können sich die Wamagge denken!“

Die Hagerer ist einen Augenblick sprachlos, dann erst findet sie Worte: „Und die Witzi?“

Die Fette lächelt höhnisch. „Zutisch! Sie haben doch natürlich 'ne Hochzeitsreise machen müssen, durchaus und durchaus. — Nach der Riviera, in Monaco hat er gespielt — alles verspielt. Gerade soviel Geld hatten sie noch, daß sie nach Hause beschwören konnten um Reisegeld. Ja, der Rodel, das ist einer. Erst hieß es doch, er hat sechstausend Mark Gehalt. Keine Spur. Das heißt, eigentlich hat er so viel, aber dreihundert gehen jeden Monat weg — Schulden abzahlen, die dringendsten. Natürlich wird immer zugepumpt. Nun haben sie wieder eine Einrichtung. Nicht so fein wie die erste. Na, wer weiß, wie lange sie die behalten —. Ich sage Ihnen, meine Liebe, Frieda sitzt immer wie auf'm Pulverfaß. Wenn's klingelt, fährt sie zusammen — denkt, einer kommt mit 'ner Rechnung — und Geld ist nie da. Alles auf Pump, Essen, Trinken, Kleider, alles, alles...“

„Dranienplatz!“ schreit der Schaffner und die Hagerer schießt empor. „Wie schrecklich, meine Liebe, wie schrecklich! Adieu, adieu, auf Wiedersehen!“ Die Fette legt den Finger auf den Mund.

„Natürlich, natürlich“, sagt die Hagerer; sie denkt bloß an das Gesicht, das ihre Tochter Ottilie machen wird, wenn sie ihr von der Frieda erzählt. „Ich bin stumm wie ein Grab!“ —

ek. London unter dem Mikroskop. „London unter dem Mikroskop! Was soll das bedeuten?“ so plaudert John W. Ford in einer englischen Zeitung. „Diese größte Stadt der Welt ist nicht nur bevölkert mit Myriaden von Wesen, die wir sehen, die Straßen sind nicht allein erfüllt von zahllosen Tieren, Vögeln, Insekten, die wir bemerken, sondern dem bloßen Auge verborgen gibt es außerdem noch eine Bevölkerung Londons, die so zahllos, so unermesslich ist, daß die Phantasie sie sich unmöglich vorstellen kann; ja noch mehr, die Kleidung eines Menschen kann den Aufenthaltsort einer Anzahl von lebenden Organismen bilden, die größer ist als die ganze sichtbare Bevölkerung von zehn Weltstädten. Laßt uns einige von diesen winzigen Wundern unter das Mikroskop nehmen! Wir wandern auf unserer Suche nach diesen nicht jedem sichtbaren Wesen eine staubige Straße entlang, die nach der City führt. Es ist ein windiger Tag und die Staubwolken wirbeln uns ins Gesicht. Wir greifen ein wenig von dieser Masse auf und legen es unter das Mikroskop. Da sehen wir dann sehr viele Leichen verschiedensten Materials, kleine Holzstäbchen, Kohlenstäbchen, die der Dunst der Schornsteine hergeweht, und dann viele kleine Flecken, die selbst unter der mächtigen Linse noch fast unsichtbar sind. Uns aber interessieren diese Flecken. Wir legen sie nach den Regeln der Kunst in eine Substanz, die für das Wachstum von Mikroben günstig ist, und wenn wir nach ein paar Tagen nachschauen, was finden wir da? Diese Flecken sind un-

geheuer gewachsen; sie bilden nun förmliche Kolonien von Lebewesen, die sich zusehends vermehren. Wir töten nun ein kleinstes dieser Organismen durch Hitze, machen es durch einen Farbstoff deutlicher sichtbar, und dann sehen wir, daß diese scheinbar so harmlosen Flecken aus einer ungeheueren Anzahl von Mikroben bestanden, die zum großen Teil ungefährlich, zum großen Teil aber auch höchst gefährlich sind. Und nun gehen wir weiter hinter einer Dame her, deren lange Schleppe den Boden segt. An einem solchen Bakterienfänger haften immer sehr viele Mikroben; wir machen also zunächst einmal den Rock keimfrei, um zu beobachten, was er während eines einzigen kurzen Ganges alles auflesen wird. Eine Kleinigkeit des vom Kleid mitgenommenen Staubes legen wir dann wieder unter die Lupe, und nun sehen wir Mikro-Organismen von der Art des „Diplococcus“ und finden solche Bazillen, die Tuberkulose erzeugen und auf die Straße durch die üble Anwesenheit des Spudens gelangt sind. Diese unheimlichen Wesen liegen nun auf der Straße, und sie lauern nur darauf, um in die Lunge von Personen zu gelangen, die für die Krankheit eine leichte Disposition haben und nun der schrecklichen Krankheit verfallen sind. Ganz ähnlich diesen Mikroben sind auch die Keime, die die jetzt so viele Opfer fordernde Genickstarre hervorgerufen. Wir gelangen nun nach dem großen Mittelpunkt des Londoner Lebens, der St. Pauls-Kathedrale. Wird die Gottlosigkeit dieser Bazillen so weit gehen, daß sie auch in die heiligen Mauern der Kirche einzudringen wagen? Wir nehmen etwas Staub von einer der Bänke im Schiff. Aber ach, wir begegnen auch hier unserem alten Bekannten, dem „Diplococcus“ und wir stoßen noch außerdem auf lange Fäden, die wir allmählich als aus lauter kleinen Stäbchen bestehend erkennen. Diese Stäbchen sind die eigentlichen „Bazillen“, und diese hier gefundenen sind ziemlich harmlos. Aber gleich an einem anderen Staubteilchen sehen wir den Bazillus „Anthraxis“, den Milzbrandbazillus, dann den Tuberkel-, den Diphtheriebazillus. Also auch in der Kathedrale kein Frieden vor diesen unheimlichen Bakterien! Nun nehmen wir noch etwas Staub von einem der eisernen Löwen am Grabe Wellingtons. Wiederum finden wir die sonderbaren Stäbchen, wenn auch von verschiedener Form, und untersuchen sie. Wir färben sie, und nachdem wir sie deutlich gesehen, sehen wir sie einer scharfen Säure aus, die sie wieder bleicht. Nur die Tuberkelbazillen behalten ihre Farbe. Doch deshalb, weil wir überall Tuberkelbazillen finden, brauchen wir uns noch nicht zu besorgen, denn einmal vermag der Bazillus nur auf prädisponierte Menschen einzutreten, und dann gelangt er nicht gleich in die Lunge. Doch nun ist es Zeit zum Lunch geworden; wir begeben uns in ein City-Restaurant, und während wir auf das Essen warten, sehen wir uns einmal eine Tischdecke an. Dem bloßen Auge erscheint sie sehr sauber, aber das Mikroskop entdeckt Dinge auf ihr, die wir uns nicht hätten träumen lassen. Auf der glatten Platte sehen wir nun unendlich viele kleine runde Kugeln, die „Cocci“, eine der einfachsten Formen unter allen Mikroben. Die meisten unter ihnen sind freilich harmlos, aber unter der wimmelnden Unmenge bemerken wir doch immerhin drei Krankheitserreger. Das könnte uns wohl den Appetit zum Lunch verderben, aber wir müssen uns mit dem Gedanken trösten, daß auch auf dem Anzug des Kellners Millionen von kleinsten Lebewesen sind, und daß etwa ein frisch gewaschenes Tisch Tuch die Möglichkeit einer Ansammlung von „Cocci“ nur noch erhöhen würde. Wir fliehen also vor den Bazillen und steigen in ein Coupé erster Klasse der Stadtbahn. Sind wir nun unsere Feinde los? Aber keineswegs! Wir untersuchen die Polster, und wir begegnen hier dem furchtbarsten Feinde, der wir bis jetzt noch nicht angetroffen. Es ist der „Staphylococcus Phogenes Aureus“, und er bringt allerlei Arten von Geschwüren und Abscessen hervor, setzt sich in geringfügigen Wunden fest und richtet dort großes Unheil an. Doch kommt dieser Bazillus nur selten vor, und er schien sich gerade die Stille eines Coupés erster Klasse ausgesucht zu haben. Damit wollen wir aber auch die kurze und so ergebnisreiche Jagd nach Bazillen beenden, die wir während eines einzigen Tages unternommen haben. Wir haben wenigstens zehn ganz verschiedene Arten von Bakterien kennen gelernt; nicht alle sind gefährlich, einige sogar nützlich, und die ganz großen Feinde der Menschheit sind doch nur gering. Diese Mikroben sind eigentlich nur Wesen, die auf der niedrigsten vegetativen Stufe stehen. Nur ihre Tätigkeit entschuldigt es, wenn man von ihnen wie von Tieren spricht.“ —

u. Röntgenstrahlen und Insekten. Die Röntgenstrahlen sind dem menschlichen Auge direkt nicht wahrnehmbar, und gerade darum, weil sie dies nicht sind, machte es ja so ein gewaltiges Aufsehen, als die merkwürdigen und in ihrer Wirkung so vielfach nützlichen Strahlen uns durch indirekte Methoden erkennbar gemacht wurden. Aber hier zeigt sich wieder, daß in gewisser Hinsicht die Leistungsfähigkeit unserer Sinnesorgane von derjenigen relativ niedrig stehender Tiere übertroffen wird. Bekanntlich gibt es Insekten, die imstande sind, Töne zu hören, die wegen ihrer schrillen Höhe uns Menschen unbemerkbar sind; so scheint es auch, daß Insekten, — vielleicht nicht alle, wohl aber gewisse Insektenarten — die Röntgenstrahlen ganz ebenso wahrnehmen, wie Sonnenstrahlen. Wenn man nämlich Fliegen in einen Kasten bringt, der zur Hälfte durch direkt einfallendes Sonnen- oder gutes Lampenlicht beleuchtet, zur anderen Hälfte aber dunkel gehalten wird, so begeben sich sämtliche Fliegen sofort in den beleuchteten Teil des Kastens. Daran ist an sich nichts auffallendes, denn es ist auch sonst bekannt, daß Fliegen sich im Licht

behaglicher fühlen, als im Dunkeln. Wenn man nun aber statt der Sonnenstrahlen Röntgenstrahlen in die eine Hälfte des Kastens fallen läßt, so bleibt diese für uns eben so dunkel wie die andere, von der überhaupt jede Art von uns bisher bekannt gewordenen Lichtstrahlen sorgfältig ferngehalten wurde. Werden dann aber in den so vorbereiteten Kasten Fliegen hineingebracht, so versammeln sie sich ebenso prompt in dem von den Röntgenstrahlen getroffenen Raum, wie sie sich vorher in den von Sonnenstrahlen beleuchteten Teil des Kastens begeben hatten. Dafür scheint keine andere Erklärung zu existieren als die, daß dem Fliegenauge die Röntgenstrahlen ebenso sichtbar sind, wie uns die Sonnenstrahlen.

### Aus der Pflanzenwelt.

lk. W o l f s m i l c h. Von den Rainen und Bahndämmen, von Wald- und Wiesenrändern grüßen uns jetzt allenthalben grüne fußhohe Büsche mit weithin leuchtenden gelben Dolben; die Zypressen-Wolfsmilch. Jedes Kind kennt die Pflanze und vor allem ihre Eigenschaft, bei der geringsten Verletzung weißen Milchsaft austreten zu lassen, der als giftig etwas übermäßig gefürchtet wird. Schmale lange Blätter besetzen die Stengel, bis sie sich plötzlich in einen doldenartigen Blütenstand auflösen. Jeder der Stiele trägt am Ende zwei breite rundliche Blättchen von gelber Farbe, dann teilt sich der Stiel in weitere Blütenträger, die abermals von ähnlichen gelben Blättchen gestützt werden. Diese Blättchen sind umgewandelte Laubblätter, die die fehlenden Blumenblätter ersetzen und dem ganzen Blütenstande durch die vereinte Fernwirkung ihrer gelben Farbe den Eindruck einer großen Blume verschaffen. Derartige Blüteneinrichtungen, die in ihrer Wirkung natürlich auf Insekten berechnet sind, nennt der Botaniker Schau-Apparate. Innerhalb der letzten dieser farbigen Schaublättchen stehen die eigentlichen Blüten, klein und unscheinbar, doch auffallend gebaut und mit eigentümlich halbmondförmigen Anhängeln. Der Milchsaft durchzieht die Pflanze in langen verzweigten Röhren, die keine Scheidewände haben; jede Röhre stellt daher eine einzige verästelte Riezelle dar. Die Milchröhren zwingen sich überall zwischen die benachbarten Gewebe ein, so daß man sie schon mit den Fäden eines Pilzes verglichen hat, der einen fremden Organismus überfällt. Der Milchsaft selbst ist eine sogenannte Emulsion, ähnlich wie die echte tierische Milch, nämlich ein Gemenge von Tröpfchen und Körperchen, die in einer wässrigen Grundflüssigkeit schweben. Es finden sich im Milchsaft u. a. Salze, Eiweißkörper, Zucker, bei der Wolfsmilch auch Stärkekörner. Wie der Inhalt, so wechselt auch die Farbe des Milchsaftes bei verschiedenen Pflanzen; so ist er bei dem bekannten Schöllkraut unserer Zäune und Heiden gelb wie die Blüten dieser Pflanze. Man benutzt den Saft der Wolfsmilch zum Weizen von Warzen; das Kraut schmeckt sehr gut den bunten Raupen des Wolfsmilchschwärmers. —

### Technisches.

t. A l u m i n i u m p a p i e r wird seit einiger Zeit in Deutschland angefertigt und für die Benutzung an Stelle des alten Stanniol empfohlen. Es handelt sich nicht um das sogenannte Blattaluminium, sondern um wirkliches Papier, das mit Aluminiumpulver überzogen wird und besonders günstige Eigenschaften für die Haltbarkeit von Nahrungsmitteln besitzet, zu deren Einwicklung es benutzt wird. Chemische Untersuchungen haben gezeigt, daß das Aluminiumpapier nur wenig fremde Stoffe enthält, nur zuweilen bis 2 v. H. Eisen, Arsenik oder giftige Metalle sind nicht darin enthalten. Daraus geht hervor, daß die zur Herstellung des Papiers benutzten Aluminiumpulver verhältnismäßig rein sind und nur zuweilen Tonerde enthalten. Der Grundstoff ist ein künstliches Pergament, das durch Behandlung von Papier mit Schwefelsäure erhalten wird. Die Blätter werden ausgebreitet und auf der einen Seite mit einer dünnen Schicht einer Lösung von Harz in Alkohol oder Aether versehen. Die Verdunstung wird durch einen Luftstrom beschleunigt und dann das Papier erwärmt, bis sich das Harz wieder etwas erweicht hat. Dann wird das Aluminiumpulver aufgestreut und das Ganze unter starken Druck gebracht, damit das Pulver auf dem Papier festgedrückt wird. Der so geschaffene metallische Ueberzug wird weder von der Luft noch von fettigen Körpern angegriffen. Das Aluminiumpapier ist weit billiger als Stanniol und wird letzterem jedenfalls ein sehr erster Nebenbuhler werden, wenn es nicht brüchig ist und wenn es den Flächen der Gegenstände, zu deren Packung es benutzt werden soll, genau folgt. —

### Humoristisches.

— In der Religionsstunde. Lehrer: „Was weißt Du vom König Salomon?“  
Schüler: „Der hat Spruch gemacht, Herr Lehrer.“ —

— Kinder mund. Der Vater bringt eine Elektriermaschine mit nach Hause, um sie den Kindern zu zeigen. Er erklärt dieselbe und schließlich sagt er: „Sehet, Kinder, jetzt ist der Strom stark genug, den größten Ochsen tot zu schlagen!“ Da schreit die kleinste entsetzt: „Papa, Papa, greif nicht hin!“ —  
(„Jugend.“)

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 28. Mai.